Reinhard Sieder · Ernst Langthaler (Hg.)

Globalgeschichte 1800–2010

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR

Gedruckt mit Unterstützung durch:

BM.W_F

Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien

WIEN KULTUR

MA 7, Kulturabteilung der Stadt Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-205-78585-9

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2010 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co.KG, Wien · Köln · Weimar
http://www.boehlau.at
http://www.boehlau.de

Umschlaggestaltung: Judith Mullan

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Druck: Balto print, Litauen

Inhalt

Einleitung: Was heißt Globalgeschichte?
Reinhard Sieder · Ernst Langthaler
9

Kapitel 1
Gesellschaftliche Naturverhältnisse:
Globale Transformationen der Energie- und Materialflüsse
Fridolin Krausmann · Marina Fischer-Kowalski
39

Kapitel 2
Demografie: Der Große Übergang
Albert F. Reiterer
69

Kapitel 3
Globale Migrationen
Albert Kraler
97

Kapitel 4
Landwirtschaft vor und in der Globalisierung
Ernst Langthaler
135

Kapitel 5
Wirtschaft: Wachstum und Struktur
Gerd Hardach
171

Kapitel 6
Internationale Arbeitsteilung
Gerd Hardach
191

Kapitel 7
Internationale Politik
Ulrich Brand
213

Kapitel 8
Arbeitsverhältnisse: Weltumspannende Kombination und ungleiche Entwicklung
Andrea Komlosy
261

Kapitel 9
Haus und Familie: Regime der Reproduktion in Lateinamerika, China und Europa
Reinhard Sieder
285

Kapitel 10
Geschlechterpolitik: Österreich und die USA im Vergleich
Maria Mesner
343

Kapitel 11
Die Entstehung der Konsumgesellschaft
Manuel Schramm
367

Kapitel 12
Jugend und Jugendkulturen
Rosa Reitsamer
389

Kapitel 13
Erziehungswesen: Schule, Berufsausbildung, Universität
Lorenz Lassnigg
411

Kapitel 14
Kommunikationsmedien und Gesellschaft
Jörg Requate
439

Kapitel 15
Verkehrsrevolutionen
Ralf Roth
471

Kapitel 16
Religionen: Die Wiedergeburt des Religiösen im globalen Austausch
Gerald Faschingeder
503

Kapitel 17
Revolutionen: Welten auf den Kopf gestellt
David Mayer
529

Kapitel 18
Krieg und Militär: Die „große Divergenz" und ihre Schließung
Thomas Kolnberger
557

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
585

Was heißt Globalgeschichte?

Reinhard Sieder · Ernst Langthaler

Einige Begriffsverwirrung besteht derzeit um „Globalgeschichte", „Weltgeschichte", „Transnationale Geschichte", „Histoire croisée", „Makrogeschichte" und „Universalgeschichte". Nach den bisher geführten Debatten und Definitionsversuchen[1] liegen die in mehreren Weltsprachen gängigen Labels Weltgeschichte *(World History, Historia del Mundo)* und Globalgeschichte *(Global History, Historia Global)* sehr nahe aneinander; einige Autoren und Autorinnen betrachten diese beiden Labels sogar als Synonyme.[2] Der Konstanzer Historiker Jürgen Osterhammel hingegen umschreibt feine Unterschiede.

> "World History is a de-centred, and certainly non-eurocentric, perspective, detached, as far as possible, from the concrete circumstances and the national identity of the observer, on the varieties of social and cultural life across time and space, focussing on distinct features of macro-units such as 'civilizations', 'empires' or 'nation-states,' on identities within such units, on special paths and trajectories and on particular ways of problem-solving in response to ecological and economic challenges. World History considers interaction between peoples, but does not privilege it at the expense of internal developments. It only deserves its name when it is more than a mere addition of regional histories. In other words: World History is meaningless without some kind of comparative approach."[3]

Weltgeschichte vergleicht also sozial-kulturelles Leben über Jahrhunderte und zwischen Weltregionen, ist an großen Einheiten wie Zivilisationen, Reichen und Nationalstaaten interessiert und fragt, welche Entwicklungspfade diese ökologisch und ökonomisch jeweils eingeschlagen haben. Globalgeschichte hingegen umschreibt Osterhammel so:

> "Global History [...] (in a narrow sense) is the history of the continuous, but not linear intensification of interactions across vast spaces and of the crystallization of these interactions into extended networks or, sometimes, institutions which usually possess

Angehörige der Afghanischen National-Armee und U.S. Marines entsteigen dem Heck eines CH-47 Chinook Helicopters der U.S. Armee in den Tora Bora Bergen in Afghanistan und machen sich auf den Weg in entlegene Dörfer (8. Juni 2009). Foto: Rick Scavetta, Quelle: http://commons.wikimedia.org (public domain).

Kapitel 18

Krieg und Militär

Die „große Divergenz" und ihre Schließung

Thomas Kolnberger

Whatever happens, we have got:
The Maxim gun, and they have not.[1]
Hilaire Belloc (1870–1953)

Das Maxim Gun ist ein wassergekühltes, einläufiges Maschinengewehr. Seine Munitionszuführung erfolgt seitlich mittels eines Endlosgurts aus Stoff. Im Takt von Gurtvorschub, Schussabgabe und Patronenauswurf nutzt die Konstruktion die Rückstoßenergie der abgefeuerten Geschosse um – wie am Fließband – die Ladegriffe per Hand zu automatisieren. Andere Konstruktionen verwenden Gasdruck, der durch Zündung der Treibmittel entsteht. Bei Kadenzen von bis zu 500 Schuss pro Minute konnten fortan ganze Schützenkompanien durch ein bis zwei MG-Gruppen ersetzt – ‚wegrationalisiert' – werden. Nur der Munitionsnachschub und die hohe Reibungsenergie der Projektile, die trotz Wasser- oder Luftkühlung einen glühend geschossenen Lauf verformen konnten, verlangten diesem pyrotechnischen *perpetuum mobile* Ruhepausen ab. 1885 meldete der US-amerikanische Konstrukteur Hiram Maxim sein Patent an. Das Maschinengewehr wurde zum Sinnbild der Überlegenheit des Westens in den imperialen Eroberungskriegen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein neues Gesicht der Epoche zeigte immer deutlicher seine Konturen: der industrialisierte Krieg.

Zeit, Raum und ‚militärische Moderne'

Wo ist die „Sattelzeit", der Übergang zwischen Früher Neuzeit und Moderne, im militärischen Sinn zu finden? Für die politisch-gesellschaftlichen Umwälzungen setzte Reinhart Koselleck diese Epochenschwelle von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts an. Die militärische Wendezeit entfaltete ihre Transformationskräfte im Wesentlichen zwischen etwa 1850 und 1950 – also zeitlich um

rund hundert Jahre verschoben. Generell liefen – wie auch am Beispiel Krieg und Militär sichtbar wird – Entwicklungsphasen der ‚ersten modernen Welt' nicht synchron, sondern in zeit- und raumverschobenen Wellen: Westeuropa und die USA schritten voran, die anderen versuchten, sich beim militärischen Know-how nicht abhängen zu lassen und in der Rüstung gleichzuziehen. Faktisch bestimmte eine Dynamik des Ungleichgewichts, eine „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen", das gesamte 19. und 20. Jahrhundert. Die „Moderne" beschränkt sich jetzt nicht mehr auf das Aktuelle und Gegenwärtige allein, sondern lässt eine globalgeschichtliche *Bifurkation* – eine Gabelung der Entwicklung mit der Folge einer „großen Divergenz" – erkennen.[2] Dass viele Wege der Modernisierung[3] beschritten wurden, kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass für Generationen der Westen zum Modell dieser Entwicklung wurde: Die erfolgreiche Industrialisierung bescherte ihm das Prestige, Erster einer ‚industrialisierten Welt' zu sein. Die Genese der ‚militärischen Moderne' muss in diesem Zusammenhang mit der Geschichte einer rund 100 bis 150 Jahre langen Dominanz des euroamerikanischen Raumes und seines Industrialisierungsvorsprunges in Beziehung gesetzt werden: dem ‚kurzen Jahrhundert des Imperialismus' als globalhistorische Epoche. Von den 1870er- bis zu den 1960er-Jahren wurde die Welt in bis heute fortdauernden Zentrums- und Peripherie-Verhältnisse geteilt und der Westen – auch dank überlegener militärischer Schlagkraft – zum Motor und zur Drehscheibe dieser Entwicklung.[4]

Beginn und Ende dieser Ära militärischer Überlegenheit festzulegen fällt weniger schwer, als die Gründe für die augenfällige Phasenverschiebung zu bestimmen. Bei der Analyse der Entwicklungsgeschichte moderner Kriegsführung müssen zwei miteinander zusammenhängende Faktoren in Betracht gezogen werden: *Technik als Machtpotenzial* und *Gesellschaft als politische Ordnung*. Zeigten politische Reformen oder Umstürze – wie die Französische Revolution – häufig auch Auswirkung auf die militärische Organisation und spielten einzelne Reforminitiativen lange die führende Rolle, trat ab 1850 an deren Stelle die Technik und nahm den Platz des eigentlichen Schrittmachers ein. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik wurde zum Geburtshelfer der militärischen Moderne und schied die Räume in *haves* und *have-nots*. In dieser kurzen, aber stürmischen Periode ließ der Westen den ‚Rest der Welt' deutlich hinter sich. Effizienter Technikeinsatz war der große Trumpf in globalen Herrschaftsfragen. Westliche Armeen, Militärtechnik und Organisation stiegen in einem ersten Zeitalter der Militärberater und Rüstungsexporte zum weltweit kopierten Vorbild auf. Nachhaltigkeit und Selbstständigkeit zu erreichen gelang aber nur in jenen Regionen, wo Nachrüstung mit Industrialisierung und Staatlichkeit einherging; sonst blieben die oft mit hohem Ressourceneinsatz betriebenen „defensiven Modernisierungen"[5] nicht von langer Dauer. So wurden Erfolg, Miss- und Teilerfolg von Militärreformen zum Lackmustest für *strong, weak* und *failing states* in der modernen Welt.

Zeiten der Divergenz

Die Logik der Technik

„Technisch hatten nur diejenigen eine Chance auf Selbstständigkeit, die gleich zu Anfang einer Entwicklung dabei waren."[6] Alle großen Neuerungen in der Waffentechnik im 19. und 20. Jahrhundert waren zivile Entwicklungen, die für militärische Zwecke adaptiert wurden und dadurch die Art und Weise der Kriegführung veränderten. Vor seiner Zeit als Waffentechniker ist, um das einführende Beispiel zu beschließen, Hiram Maxim in Fachkreisen durch Verbesserungen in der Leuchtgaserzeugung und an Bogenlampen bekannt geworden – bis ihm ein Bekannter auf einer Ausstellung in Wien riet: „Hängen Sie Ihre Chemie und Elektrizität an den Nagel. Wenn Sie einen Haufen Geld machen wollen, erfinden Sie etwas, das es den Europäern möglich macht, sich leichter gegenseitig umzubringen."[7] Als Zivilingenieur nutzte Maxim seine langjährige Erfahrung mit der kapitalistischen Produktionsweise nun zur Entwicklung eines Maschinengewehres – die konkurrierenden Bausysteme und Vorläufermodelle immer im Blick.

Ab 1850 verdichteten sich nicht nur die technischen Innovationszyklen merklich, sondern erhöhten sich auch die Chancen auf Techniktransfers. Besonders zwischen militärischem und zivilem Sektor wurden stille Anwenderreserven mobilisiert. „Die Aufgabe des Technikers besteht in diesem alternativen Fall nicht in der Schöpfung neuer Mittel, sondern in der neuartigen *Ausschöpfung* von schon bereitgestellten Instrumenten. Der Techniker hat hier nichts Neues zu erfinden, sondern im Alten neue Anwendungen *aufzufinden*."[8] Dank technischen Fortschritts und der rasanten Entwicklung der Wissenschaften konnten nun oft schon jahrhundertealte Konzepte der Konstrukteure erstmals verwirklicht, in Serie produziert und zur Grundausstattung ganzer Heere gereift werden. Die Vielzahl der Entwicklungen wiederum drängte – aus produktionstechnischen Gründen – zu Standardisierungen, zu Einheitstypen für die Erzeugung großer Stückzahlen. Überspitzt könnte man sagen, dass der Mensch nun für die Waffensysteme optimiert wurde. Damit ging eine lange Ära „napoleonischer Standards" – von Prinz Eugen und Marlborough bis Radetzky und Moltke seien die Feldherren und ihre Soldaten sowohl mit dem Kriegsgerät als auch der Art der Kriegsdurchführung vertraut gewesen – zu Ende. Dass diese alten Standards innerhalb von ein, zwei Generationen dauernden Rüstungszyklen durch technische Neuerungen mit immer kürzeren Halbwertzeiten revolutioniert werden

konnten, lag wesentlich in der Organisation des Kriegswesens im Ancien Régime begründet: Ohne starken Staat war kein Krieg mehr zu gewinnen, und das Militär war zu einem Schwungrad seiner Entwicklung geworden.

Von der zentralen Administrierung zur technischen Beschleunigung von Massenheeren

Im Betrachtungszeitraum wandelte sich Krieg vom „Auftragsgeschäft der Staatsgewalt"[9], der von Privaten – den Kriegsunternehmern – durchgeführt wurde, zum Staatsmonopol. Das in der Frühmoderne übliche *outsourcing* dieser Schlüsselkompetenz hatte amtlichen Charakter. Es blieb so lange unumgänglich, bis die zentralen Staatsapparate genügend administrative Kapazitäten entwickelt hatten, um ihre Kriegshoheit nicht nur als theoretisches Monopol, sondern auch praktisch zu organisieren. Der Staat zentralisierte Ausbildung und Bewaffnung seiner Soldaten und zog dadurch Loyalität und Gehorsamspflicht stärker an sich. Symbolisch gipfelte die Entwicklung zum Nationalstaat im Treueeid der Soldaten auf das staatliche Sinnbild und Massensymbol: die Fahne.

Seit der Schaffung zentraler, stehender Heere in Europa nach dem Dreißigjährigen Krieg zielte die militärische Logik aus praktischen wie theoretischen Erwägungen verstärkt auf Standardisierung und Uniformierung. Dies diente einerseits dazu, die Truppen im Gefecht zu koordinieren; andererseits musste deren Kontrolle in Friedenszeiten gewährleistet sein. Drill diente der Verinnerlichung von Gehorsam wie der Einübung militärischer Manöver; die Vereinheitlichung der Waffensysteme ermöglichte deren Handhabung und Austauschbarkeit im Gefecht. Solche standardisierte Einheiten machen Kriege leichter planbar und in Friedenszeiten besser administrierbar. Die Aneignung des Militärs durch die absolutistischen Fürstenstaaten „erzeugte notwendigerweise bis zu einem gewissen Grad auch eine Militarisierung des Staates"[10]. Dabei ging es um ein neues Grundgerüst staatlicher Organisation, das auf den Säulen Steuerhoheit, Machtmonopol und Massenheer ruhte. Auf diese Weise trieb der westliche Staat seine Machtvollkommenheit im „langen 19. Jahrhundert" in großen Schritten voran – einer Epoche, in der Landvermessungen („Kataster") und Bevölkerungsverzeichnisse („Seelenkonskriptionen") die Basis einer staatlichen Zentralgewalt schufen. Die Umwandlung des Machtapparats vom „militär-fiskalischen Staat" zum modernen, flächenausgreifenden Nationalstaat war voll im Gang.[11] Diesen Entwicklungssprung hatten die Mogulnherrschaft in Indien, alle afrikanischen Reichsgebilde, die arabisch-islamische Welt oder das chinesische Weltreich unter den Mandschus nicht oder nur teilweise vollzogen – eine Ursache für die „große Divergenz". Im Zuge dieses „Durchstaatlichungs-

prozesses"[12] wurde im späten 19. Jahrhundert die Kriegsführung als eine im Voraus geplante Operation zunehmend in die Hände neuer Planstellen, der Kriegsministerien und Generalstäbe, gelegt. Bürokratische Institutionen, welche die bisherigen Hofkriegsräte und Anlasskriegsplanungen der Feldherren ablösten, übernahmen die Führungsarbeit. Improvisierte Kriegsführung und Ad-hoc-Planung gehörten damit der Vergangenheit an.

Solche administrativ-organisatorischen Vorleistungen wirkten auf das Produktions- und Beschaffungswesen zurück. Vorläufer sind auch hier auszumachen: Lange vor der Etablierung des sogenannten „militär-industriellen Komplexes" bot etwa das Arsenal der Seerepublik Venedig ein frühes Beispiel fabriksähnlicher Serienproduktion nach Modellstandards; und das Wiener Arsenal – erbaut 1849 bis 1856 als militär-industrieller Betrieb inklusive Kaserne, waffentechnischer Versuchsanstalt und Heeresmuseum – zählte zu den größten Industriekomplexen der Habsburgermonarchie. Die sich industrialisierende Staatenwelt schloss an diese Entwicklung an; ihre Staatsverwaltungen richteten in Abstimmung mit der Privatindustrie und Heereslieferanten ein zentrales Beschaffungswesen ein oder produzierten militärische Güter weiterhin in Eigenregie. Von Land zu Land verschieden, arbeiteten solche Mischsysteme forthin im Rahmen nationaler Kriegsbudgets. Seitdem militärische Ausgaben als Investitionsgüter für nationale Sicherheit und außenpolitische Schlagkraft betrachtet wurden, stieg auch der Innovationsdruck und führte zu ersten Rüstungswettläufen. So etwa forderte das ehrgeizige Flottenbauprogramm der deutschen Kriegsmarine vor dem Ersten Weltkrieg die Vormachtstellung Großbritanniens auf den Weltmeeren heraus.

Neben dem technischen Fortschritt und seiner Ressourcenbündelung waren das Tempo der Entwicklung und die Kalkulation in Massen weitere Kennzeichen der Neuordnung. Diese Verschiebung wurde auch in der industriellen Produktion sichtbar: Die schwer- und metallverarbeitende Industrie, in der die Rüstungsindustrie – auch dank ihrer Lobby – eine wichtige Rolle spielte, löste die Textilindustrie als Leitsektor ab. Während die Bedarfsdeckung an Nahrung und Kleidung für weite Teile der Bevölkerung im 19. Jahrhundert noch keineswegs gewährleistet war, schien die Ausstattung der Massenheere mit Kriegsmitteln im Bedarfsfall gesichert. Spätestens 1900 waren die Marine- und Landstreitkräfte in Europa, Nordamerika und Japan im Dampf- und Motorenzeitalter angekommen; gleichzeitig waren sie einander in Erscheinungsbild, Bewaffnung und taktischer Ausrichtung immer ähnlicher geworden.

Zu Land, zur See und in der Luft

Kriege wurden zu Land und zur See, nach der Jahrhundertwende auch in der Luft geführt.[13] Entschieden wurden Kriege aber weiterhin zu Lande. Vom letzten Drittel des 17. bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts diente das Steinschlossgewehr als Standardwaffe der Infanterie. Technisch führten in den 1880er-Jahren drei Neuerungen „zu einer sprunghaften Wirkungssteigerung der Infanteriegewehre“: die Einführung des rauchschwachen Pulvers, die Kaliberverkleinerung und die Einführung des Kastenmagazins.[14] Vor der Einführung der Hinterladergewehre mit Patronen seit den 1840er-Jahren mussten noch alle Komponenten – Pulver, Kugel, Zündhütchen – in zeitaufwendigen Ladeoperationen zusammengeführt und schussfertig gemacht, die dazu notwendigen Handhabungsgriffe im Stehen und gruppenweise eingedrillt werden. Andernfalls wäre kein wirkungsvolles Schießen in Gefechtsformation zustande gekommen. Bei zumutbarem Rückstoß und nach der Umstellung auf leichtere Stahlmantelgeschosse wurde die Flugbahn flacher, und der Schütze konnte sein Ziel ständig in Auge behalten. Unter diesen Voraussetzungen konnte der Einzelne effektiver und unabhängiger agieren, selbst wenn er durch das Gelände kriechen musste und die Tuchfühlung mit seiner Gruppe verloren gegangen war. Diese Flexibilität erforderte neue taktische Leit- und Führungssysteme in der Gruppe wie im Großverband. Das Ergebnis war ein neuer Typus von Soldaten, der außerhalb fest gefügter Formationen im „Männerballett“ des Liniensoldaten als „innengeleiteter Soldat“ in lockerer, aufgelöster Gefechtstaktik kämpfen konnte.[15] Im Klima permanenter Kriegsvorbereitung wurden neue militärische Ausbildungsweisen und eine bislang nicht gekannte Mobilisierung an Mensch und Material erforderlich. Die meisten modernen Staaten verankerten bis Ende des 19. Jahrhunderts die allgemeine Wehrpflicht; diese löste die Konskription von wenigen, sozial diskriminierten männlichen „Landeskindern“ zum lebenslänglichen Militärdienst ab. Gleichzeitig erhielten junge Männer, die vor dem „Mannesalter“ für Gott, Ideologie und Vaterland zur Grundausbildung in die Kasernen einrückten, zentrale Orte der militärischen Ausbildung. Kurz, das Militär wurde zur „Schule der Nation“.[16] Bürgerpflichten und -rechte waren mit dem Wehrdienst als geheiligter Pflicht an der nationalen Sache verknüpft. Von einem Widerspruch zwischen Militär und gesellschaftlicher Entwicklung kann nicht die Rede sein. Zudem galt *Krieg* – nicht Frieden – als gesellschaftlicher Normalzustand im Kampf der ‚zivilisierten‘ Völker um den „Platz an der Sonne“ sowie gegen die ‚unzivilisierten‘. Kriege zu gewinnen oder zu verlieren galt als Ausdruck der Vitalität einer Staatsnation und seines Volkes. Kriege erscheinen als ‚Spiele‘, in denen Gruppen, geleitet durch die Aussicht auf Belohnung, in komplexer Weise interagieren, um ihre unterschiedlichen Ziele und Interessen durchzusetzen.[17] Der ständigen, bestmöglichen Vorbereitung auf dieses ‚Spiel‘ wurde deshalb höchste Priorität eingeräumt.

Bei der Artillerie, der neben der Infanterie zweiten ausschlaggebenden Waffengattung im Bodenkrieg, wurden ähnliche technisch-taktische Rückkoppelungen wirksam: Die bessere Treibwirkung des Pulvers führte zur Erhöhung der Anfangsgeschwindigkeit. Folglich vergrößerten sich die bestrichenen Räume und steigerte sich die Feuergeschwindigkeit, da nicht mehr zugewartet werden musste, bis der verhüllende Rauch abgezogen war. Durch hydraulische Rückstoß- und Vorholvorrichtungen rollten die Geschütze auch nicht mehr aus der Abschussstellung, was die Ladevorgänge beschleunigte. Wie die Infanterie hatte sich die Artillerie zur Schnellfeuermaschinerie entwickelt.[18]

Alte Grundregeln im Langsamfeuerzeitalter mit geringer Einsatzschussweite, die besagten, dass dicht geschlossene Schützenlinien den effektivsten Feuereinsatz garantieren, galten nicht mehr. Gegen Linien mit solch neuwertiger Bewaffnung nach „napoleonischen Standards“ vorzugehen musste angesichts der gesteigerten Feuerleistung und der Überlegenheit in der Defensive mit Selbstmord gleichgesetzt werden. Der Kampfstil der „Plänkler“, die vor und zwischen den Linien als unabhängige Schützen in aufgelöster Formation feuerten, war bekannt, konnte aber nicht so ohne Weiteres auf die gesamte Infanterie übertragen werden. Dagegen standen noch die traditionellen Grundregeln, die auf Sichtbarkeit beruhten. Befehlen, soll Napoleon im Kreise seiner Generäle bemerkt haben, heiße, zu den Augen zu sprechen. Um Truppen führen und unterscheiden zu können, glichen vormoderne Schlachtordnungen aus diesem Grund bunten Tableaus, die ihre Einheiten und Waffengattungen optisch übersichtlich aufgliederten. Laut Frank Becker entfaltete das alteuropäische Kriegswesen in der Schlacht von Königgrätz 1866 „(…) zum letzten Mal seine Pracht, ehe die Veränderung in Kriegführung und Taktik die Truppen bis zur Jahrhundertwende in einheitlich uniformierte und damit eintönige Massen verwandeln sollten.“[19]

Angesichts der neuen Feuerkraft ließen sich viele Militärs vom zeitgenössischen „Tempo-Virus“[20] anstecken und schlugen vor, den Raum zwischen den gegnerischen Linien schneller zu überwinden, das mörderische Feuer zu durchtauchen. Trotz aller Vorboten im Amerikanischen Bürgerkrieg, Deutsch-Französischen Krieg, den Balkankriegen, den Buren- und anderen Kolonial- und Kolonialisierungskriegen erzwangen erst die Erfahrungen der ersten Jahre des „Großen Krieges“ von 1914 bis 1918 ein grundsätzliches Umdenken. Die taktische Antwort waren „Schützenschwärme“, die sich im Gelände, entlang der Konturen gleitend, zu bewegen begannen; strategisch führte das in großem Stil zur Front. Die Entstehung der Front als Element der Raumordnung des modernen Krieges – und ihr Verschwinden in der Gegenwart – erscheint als Leitmotiv der Entwicklung.

Die Front als Sinnbild der Moderne

Vielleicht auf den ersten Blick überraschend, doch sind Schlachten im Allgemeinen und Entscheidungsschlachten im Besonderen rare Ereignisse der Kriegsgeschichte.[21] Bedeutsamer waren stets Belagerung, Manöver, die militärische Besatzung oder schlicht die Fähigkeit, Streitkräfte überhaupt aufstellen und im Feld halten zu können – kurz, Beharrlichkeit, Elastizität und die Regenerationsfähigkeit der Kräfte. Schlachten, gemeinhin als Höhepunkt kriegerischer Auseinandersetzung, standen in der Kriegsgeschichtsschreibung als „Kriegsdurchführungslehre"[22] lange im Mittelpunkt. Doch längst betrachten Militärhistoriker das Militär als gesellschaftlichen Faktor; das Gefecht und seine Logik sind dabei ins Hintertreffen, fast schon zum blinden Fleck der akademischen Zunft geraten. Dieser Blickwechsel erfolgte wohl auch deshalb, da die Schlacht nur zwei ‚überzeitliche' taktische Grundzüge kennt: entweder die feindlichen Streitkräfte zu überflügeln und von den Flanken aufzurollen oder die gegnerischen Linien zu durchstoßen und aufzulösen. Nur die operativen und technischen Mittel, diese Ziele zu erreichen, haben sich im Lauf der Zeit verändert. So etwa folgten im Zeitalter des Schießpulvers dem vorbereitenden Artilleriefeuer Durchbruchversuche mit Infanterieeinheiten auf sturmreif geschossene Linien; Napoleon führte dieses Muster zur Meisterschaft.[23] Häufig wurden dazu Frontalangriffe mit stur auf die Mitte marschierenden Angriffskolonnen befohlen.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhundert spielte sich dieses Geschehen ausschließlich in Gefechtsräumen „optischer und akustischer Präsenz" ab.[24] Die Möglichkeiten von *command and control* für die Befehlshabenden waren auf das eigene Hörvermögen und das unmittelbare Gesichtsfeld beschränkt. John Keegan, prominenter Vertreter der *new battle history*, fügt seinem Buch eine dafür aufschlussreiche Skizze bei:[25] In den 400 Jahren zwischen den Schlachten von Azincourt (1415) und Waterloo (1815) erweiterte sich der kontrollierbare Gefechtsraum von rund zwei bis drei Kilometern auf die vormoderne Obergrenze von acht bis zehn Kilometern im Quadrat. Dann der Quantensprung: 1916, nur hundert Jahre später, hatte sich im Ersten Weltkrieg zwischen den Deutschen und Briten an der Somme eine Front von etwa vierzig Kilometern Länge eingegraben – rechnet man die Hauptkampflinie mit den anschließenden französischen Frontabschnitten mit ein. Das Blutbad an der Somme war aber nur ein Abschnitt eines Krieges, der sich zwischen Fronten von Hunderten und Tausenden Kilometern Länge abspielte. Eine solche Front bestand aus zwei Seiten unterschiedlicher Realitäten: Als Kampffront ist sie die eigentliche Gefechtszone, als „Heimatfront" das Hinterland, von dem die Truppen aus der Etappe versorgt wurden. Auf der gegnerischen Seite wiederholt sich

der Aufbau in entgegengesetzter Richtung. Im Laufe des späten 19. Jahrhunderts dehnte sich dieses letale Vis-à-vis progressiv aus. Die anfänglichen Steigerungen lassen sich am Amerikanischen Bürgerkrieg beobachten: Beim Kampf um Fort Donelson (1862) erstreckte sich der Gefechtsstreifen zuerst über dreieinhalb, bei Shiloh schon über etwa acht, bei der Schlacht von Chattanooga (1864) über rund 13 und bei weiteren Feldzügen zwischen 1864 und 1865 bereits über 19 Kilometer. „Diese Ausweitungen kennzeichneten einen unumkehrbaren Trend. Während Armeen wuchsen und sämtlich Männer einer Nation einbezogen, erstreckten sich Fronten bald an Landesgrenzen entlang, was es den Generalen unmöglich machte, den Verlauf der Ereignisse persönlich zu verfolgen. Sie mussten sich zumeist in zentralen Hauptquartieren aufhalten, sodass sie die Frage, wo ein Befehlshaber seinen Platz haben solle, nur mit ‚Niemals an der Spitze' beantworten konnte. Aber zwischen 1861 und 1865 konnte ein General, sofern er es wollte, immer noch an der Schlachtlinie seiner Armee entlangreiten."[26] 1916 war das nicht mehr möglich. Der Amerikanische Bürgerkrieg gilt in vielerlei Hinsicht als Übergang zum „totalen Krieg". Machten es die Umstände erforderlich, gruben sich die Soldaten der Union oder der Konföderation ein und errichteten Feldbefestigungen. Die Weiterentwicklung der Waffentechnik, von Eisenbahn und Telegrafie – den großen Raumüberwindern – verstärkten diese Trends. Einzelne, aus den Seh- und Hörweiten geratene Teilstrecken konnten so organisatorisch verbunden und aus einer rückwärtigen Stellung kommandiert werden. Die alte Einheit von Raum, Zeit und Handlung, die für das neuzeitliche *theatrum europaeum* noch galt, ging verlustig.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurden die vorhandenen Potenziale in Europa aber nicht ausgereizt. Denn Krieg galt im Gleichgewichtsspiel der europäischen Mächte – ganz im Sinne von Clausewitz – als kurzfristige Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Dadurch beschränkten sich die Feldzüge noch auf Korridore, in denen sich gegnerische Armeen aufeinander zu bewegten, was meist in einer Schlacht oder Belagerung endete. Erst die Möglichkeit, Kriege ohne Unterbrechung immer länger führen zu können, änderte das Bild. Das setzte auf beiden Seiten ähnliche Infrastrukturen voraus. Nun erst konnten taktische Grenzflächen entstehen, deren Raum immer breiter und tiefer wurde, und sich zu Trennungslinien von strategischer Größe entfalten: „Eine verfehlte Umfassung jagte die andere, so lange, bis die Fronten eine Ausdehnung erreichten, die keine Flügel mehr kannte, sondern auf Karten nur mehr als durchgehende Linie erkennbar war. Mit der entsprechenden Massierung von Streitkräften, die aufgrund des zunächst unerschöpflich scheinenden Menschenreservoirs geschaffen werden konnte, mit Drahtverhauen, Feldbefestigungen und Maschinengewehren erwiesen sich die Fronten als stabil und kaum verwundbar."[27]

Im Zweiten Weltkrieg kamen der Ausbau der Luftkriegführung und der U-Boot-Krieg hinzu. Diese Waffengattungen kamen sowohl an der Kampf- als auch an der Heimatfront, aber mit unterschiedlichen taktischen Zielen, zum Einsatz. Um den Krieg gegen die regulären Streitkräfte an der Kampffront gewinnen zu können, wurden mit gezielten Luftbombardements auf Städte und Industrieanlagen Zivilisten und zivile Infrastruktur zum Kriegsziel gemacht: *Moral bombing* sollte die Kriegsbereitschaft, Zerstörungsbombardements die Produktion brechen.[28] Die Versorgungslinien zur See waren das eigentliche Ziel für die Unterseeboote, die – wie bei einer weit aufgefächerten Belagerung – zu kappen versucht wurde. Im uneingeschränkten U-Boot-Krieg galt dann kein Unterschied mehr zwischen Kriegsschiffen, Handelsmarine und Passagierdampfern.[29]

Die Entwicklung von Atombombe und interkontinentalen Trägerraketen trieb die Intensität der Vernichtungswaffen schließlich auf die Spitze; gleichzeitig wurden die Optionen ihres Einsatzes aber auf ein Entweder-oder reduziert. Das MAD *(Mutual Assured Destruction)* der Supermächte gestattet aber selbst im Schatten des weltweiten Atompatts intensive Kriegsführung jenseits der von Ost und West als vital eingeschätzten geopolitischen Interessenlinien. Wie die Kriege in Vietnam, im Nahen Osten und die, je nach Zählweise, Hunderten anderen Militärkonflikte nach dem Zweiten Weltkrieg zeigen, konnte der Kalte Krieg der gegenseitigen Abschreckung den ‚heißen Krieg' nicht verhindern. Mit Ende des Kalten Kriegs ging dieses „Gleichgewicht des Schreckens" verloren, und neue militärische Konfliktformen entstanden – oder alte kamen zurück.[30]

Räume der Divergenz

Ziehen wird zur Klärung der Entstehung der Divergenz nach der zeitlichen nun stärker die räumliche Ebene in Betracht. Am Höhepunkt des imperialistischen Zeitalters übten euro-amerikanische Mächte über rund drei Viertel der Erdoberfläche unterschiedliche Formen und Ausprägungen von Kontrolle aus. Die Ansicht, dass diese Gebietszuwächse allein auf militärischer Überlegenheit gründeten, wird von Jeremy Black verworfen: „The particular characteristics of European strength on a world scale were not so much the use of gunpowder weaponry as the ‚organisational cohesion and staying power of their state and corporate organizations', and the ability to deploy, entrench and maintain power in distant continents; a function of naval dominance and of the resources and priorities that entailed. Initially, this meant the Iberian powers, Portugal and Spain, but, from the late seventeenth century, it was increasingly true also of the clash between Britain and France."[31]

Gründe für den Aufstieg des Westens in der Neuzeit wurden in der Debatte über den *rise of the West* zunächst auch im Militärischen gesucht. Zwischenzeitlich ist die militärische Überlegenheit als Konsequenz einer *military revolution* in der Frühen Neuzeit relativiert worden.[32] Vom militärischen Blickwinkel aus gesehen, vollzog sich die erste Expansion des Westens in der Frühen Neuzeit als komplexer Prozess von Anpassung, Angleichung und Kompromissen gegenüber alternativen Bewaffnungen, regional bewährten Kampfverfahren oder sonstiger militärisch nutzbarer Hardware. Gerade in der kriegerischen Auseinandersetzung mussten sich die Europäer lange selbst den vorgefundenen Gegebenheiten in Übersee anpassen. Erst in der zweiten, globalen Kolonialisierungswelle im Zeitalter des Imperialismus stand ihnen eine in jeder Hinsicht überlegene Waffentechnik exklusiv zur Verfügung.

Nordamerika

Die Projektionsfähigkeit atlantischer Seemächte ermöglichte die schrittweise Europäisierung Nord-, Mittel- und Südamerikas. Zahlreiche indigene Völker der Neuen Welt wurden ohne kriegerische Einwirkungen allein durch Seuchenzüge entscheidend geschwächt, in manchen Regionen, wie in der Karibik, faktisch ausgelöscht. In anderen geografischen Breiten aber, wie in Nordamerika, drängten auf weiter Front Siedler-„Frontiers" die Ureinwohner sukzessive in Rückzugsgebiete ab. Mehrere Wellen intensiver Kriegsführung und *low-itensity conflicts* lassen sich entlang dieser wandernden Grenze beobachten, die zumeist gleichzeitig auftraten. In solch frühen Konstellationen konnten sich Interessen Einheimischer der *first nation* mit denen der weißen Siedler noch die Waage halten.

Als etwa im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) Frankreich und England mit komplexen Allianzen gleichzeitig in Europa, zur See und in den Kolonien um die Vorherrschaft stritten, wurde in Amerika der ‚große Krieg' gegen Festungen und mit den Hauptstreitkräften in offener Feldschlacht, der ‚kleine Krieg' in Koalition mit indianischen Verbündeten ausgefochten – je nach politischer Lage und taktischer Situation. Der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) brachte die erfolgreiche Sezession der 13 Kolonien vom englischen Mutterland und kann als erster Dekolonisationskrieg gelten. Im anbrechenden bürgerlichen Zeitalter waren auch für den Krieg in den Kolonien neue Spielregeln aufgestellt worden. Mochte eine hochprofessionelle Söldnerarmee, wie das britische Expeditionskorps, einen Sieg nach den anderen erringen, reichte eine Niederlage aus (Yorktown 1781), um den gesamten Krieg zu entscheiden; denn die ungeübten Siedlermilizen des rebellierenden Volksheeres verfügten über die Zeit, Kriegserfahrungen zu sammeln, und mit der französischen Flotte über einen starken Verbündeten auf ihrer Seite.

Schließlich bestand die „Kontinentalarmee“ auch in offenen Feldschlachten und Belagerungen. Nach der Kapitulation ihrer Hauptstreitkräfte verleideten die prohibitiven Kosten den Briten, den Kampf fortzusetzen.[33]

Nach der Unabhängigkeit änderte sich bei den nordamerikanischen Siedlern die Einstellung der *first nation*, den indianischen Ureinwohnern, gegenüber deutlich. Galten sie im Geiste der Aufklärung noch als „edle Wilde“, verstärkten die Begehrlichkeiten nach Land und Ressourcen ein zunehmend „rassen-rassistisches“[34] Ressentiment der Weißen. Der andere war jetzt nur noch Feind und „Untermensch“, der ohne Weiteres enteignet und getötet werden durfte. Die US-Army – flankiert und forciert von Milizen – führte erste Vernichtungskriege. 1830 erließ der Kongress den *Indian Removal Act*, der festlegte, dass die „fünf zivilisierten Nationen“ (Cherokee, Chickasaw, Choctaq, Muskogee und Seminolen) aus ihren angestammten Ländern östlich des Mississippi nach Westen ins heutige Oklahoma umzusiedeln hatten. Weitere Zwangsumsiedelungen und Bevölkerungsdezimierungen, wie der „Pfad der Tränen“ der Cherokee im Winter 1838/39, der Tausenden schon auf dem Marsch das Leben kostete, folgten. Nach dem Bürgerkrieg (1861–1865) verschärft sich die Vertreibungspolitik zu einem Krieg ohne Fronten. „Indianerkriege“ wurden in Washington jetzt als Niederschlagung von Aufständen gewertet. Eine systematisch betriebene Sicherheitsverwahrung in Reservaten löste die Abschiebung ins Niemandsland ab. Die Idee, unruhige Bevölkerungsteile im Zuge von Pazifisierungsmaßnahmen gezielt umzusiedeln, ist zwar nicht neu; in Nordamerika wurde den Ureinwohnern aber nicht nur das Land geraubt, sondern die politische Handlungsfähigkeit überhaupt, weil die Umsiedlungsaktionen Allianzen erschwerten. Diese Maßnahmen zielten auf die Brechung der Widerstandskraft, die Abtrennung der Sympathisanten von den bewaffneten Aufständischen und den Entzug der traditionellen Lebensgrundlage. Ein schleichender „Demozid“[35] an den Ureinwohnern war die Folge. Für die „Rothäute“ war in dieser jungen, weißen, christlichen Nation offenbar kein Platz mehr vorgesehen.[36]

Als Merkmal des konventionellen Kriegs in modernen Zeiten gilt, dass er zum „uneingeschränkten Krieg“ wird – und dann grausamer gegen jene agiert, die nicht kämpfen, als gegenüber den Kämpfenden selbst –, wenn er lange dauert und militärisch nicht zu gewinnen ist oder immer wieder von Neuem geführt werden muss. Der Dreißigjährige Krieg etwa war in dieser Hinsicht kein „totaler Krieg“, wie ihn der nationalsozialistische Propagandaminister Joseph Goebbels in einer Brandrede von seinen Landsleuten forderte, sondern ein lange geführter Krieg mit fehlender zentraler Versorgung und schwacher Kontrolle dies- und jenseits der „Kriegskorridore“. Die Kriegführenden waren in diesen wandernden Kampfzonen auf sich allein gestellt, musste sich auch selbst aus dem Lande versorgen, das ausgeplündert

und durch Kriegskontributionen ausgepresst wurde: *bellum se ipse alet* („Krieg ernährt den Krieg“). In der Moderne tritt an diese Stelle nun die gezielte Repression und Vorausplanung. Die systematische Schädigung ziviler Infrastruktur entwickelte sich zum alternativen und gleichrangigen Kriegsziel. Im Fall der Ureinwohner hieß das: Abschlachtung der Bisons, Schädigung und Enteignung der Jagdgründe wie Deportationen, die gegen die Usancen des geltenden Kriegsrechts verstießen, aber für die „Wilden“ keine Geltung hatten.[37]

Lateinamerika und der frühe Fall seiner Imperien

Bald nach der Entdeckung Amerikas brachten spanische Desperados die zwei wichtigsten präkolumbianischen Imperien Süd- und Mittelamerikas zu Fall. Im Unterschied zum schwach besiedelten Norden stülpte sich mit der Einwanderung aus Europa eine privilegierte, sich teilweise mit indigenen Eliten mischende weiße Oberschicht über die ansässige Bevölkerung: Lateinamerika wurde mehr mit Spaniern und Portugiesen durchmischt und kolonisiert, als erobert und neu besiedelt. Vor allem fand, bis auf Brasilien und die Karibik, kein vergleichbarer Bevölkerungsaustausch statt. In diesem Zusammenhang sind Unterwerfung und Unterdrückungsmaßnahmen gegen Aufstände und Rebellionen in den kolonialen Verwaltungsgebieten als Reaktion auf Zentralisierungsbestrebung der kolonialen Mutterländer mit den Religionskriegen oder anderen, in Europa zeitgleichen, regionalen „Unabhängigkeitserhaltungskriegen“ vergleichbar, auch mit ländlichen und städtischen Protestbewegungen, etwa den „Bauernkriegen“.[38] Alteingesessene kreolische Schichten verstanden während der Krise des spanischen Mutterlandes in der napoleonischen Okkupationszeit die Gunst der Stunde zu nutzen, um die Unabhängigkeit auszurufen. Diese Dekolonisationskriege dauerten von 1810 bis 1826; im Zuge dessen vertiefte sich das regionale Selbstverständnis in den neu ausgerufenen Staaten rasch zu länderspezifischem Nationalbewusstsein. Weitere Staatsgründungskriege waren die Folge, bei denen es sich meist um rohstoff- und geostrategisch motivierte Grenzkorrekturen handelte – etwa im „Salpeterkrieg“ zwischen Chile, Peru und Bolivien (1874–1889) bis zum „Chaco-Krieg“ zwischen Bolivien und Paraguay (1932–1935). Nach der Unabhängigkeit Mexikos (1821) erklärte dessen Provinz Texas die Unabhängigkeit und schloss sich 1845, nachdem das Bevölkerungsgleichgewicht durch massiven Zuzug aus dem „weißen Norden“ verschoben worden war, den Vereinigten Staaten an. Der Kampf um Alamo (1836) ist die wohl berühmteste Episode dieser Grenzkorrekturkriege, durch die Mexiko weite Gebiete an den wirtschaftlich stärkeren Nachbarn im Norden verlor. Die USA, längst zur Seemacht aufgestiegen, liquidierten dann in imperialistischer Manier letzte Reste des spanischen Kolonial-

imperiums im spanisch-amerikanischen Krieg (1898). Dieser *splendid little war*, wie er in den USA hieß, brachte Kuba, Puerto Rico, Guam und die Philippinen ein. Im Süden Chiles und Argentiniens entwickelte sich indes in einer tribalen Zone ein zäher Grenzkampf gegen die einheimische Bevölkerung Patagoniens – eine Situation, die in Brasilien (seit 1822 als Kaiserreich unabhängig) schon seit Generationen bestand: Kleine Kommandoeinheiten *(bandeirantes)* drangen auf der Suche nach Gold, Edelsteinen und Sklaven entlang der Flussläufe ins Landesinnere vor und schoben dabei die *fronteiras* durch Scharmützel, Sklavenfang und Raubzüge immer weiter voran.[39] In den Amerikas gingen meist kurze, intensive zwischenstaatliche Kriege mit langsamen, sickernden „kleinen Kriegen" einher.

China und Indien (als ein Fallbeispiel langer Dauer)

In den letzten 200 Jahren durchlief China einen langsamen Wandel, der durch innere wie äußere Ereignisse immer wieder beschleunigt wurde. Der Schock, den chinesische Intellektuelle und Beamte nach dem ersten anglochinesischen Opiumkrieg 1839–1842 erfuhren, bescherte dem Reich der Mitte von „weißen Seevölkern" oktroyierte ungleiche Verträge und löste grundsätzliche Debatten um Reformen und Neuorientierung aus. Allein, die schiere Größe und über Jahrhunderte gewachsene Integrität Chinas verhinderten eine vollständige Kolonialisierung.[40] Lediglich das in der zweiten Industrialisierungswelle zur imperialen Macht avancierte Japan besetzte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs die Mandschurei. Zugleich beschränkte sich die Präsenz der anderen Kolonialmächte auf Konzessionsgebiete und Handelsstützpunkte entlang der Küste, von denen Eisenbahnlinien als schmale Beherrschungskorridore ins Hinterland verlegt wurden. In diesem Zeitraum entbrannten in China fünf revolutionäre Bürgerkriege: der Taiping-und-Nian-Aufstand (1850–1864); die Abschaffung der Monarchie 1911; der chinesische Bürgerkrieg (zuerst als nationalistische Revolution in Einigkeit gegen die ausländischen Invasoren 1925–1928, dann als Kampf der nationalchinesischen Kuomintang unter Chiang Kai-shek gegen die Kommunisten und Maos „Langer Marsch"); schließlich die Kulturrevolution 1966–1977.[41] Millionen Menschen gingen bei diesen Kriegen und Aufständen auf dem Rücken der Zivilbevölkerung zugrunde: „In China the fifteen-year civil war form 1850 to 1864 was tremendously destructive to life and property. Some six hundred walled cities changed hands, often with massacres."[42] Im Zweiten Weltkrieg hatte China nach der Sowjetunion sogar die höchste Opferzahl zu beklagen. Die Massaker der Maoisten und der durch die „Reformen" des „Großen Sprung vorwärts" (1958–1962) mit verursachten Hungersnot bewegen sich in noch höheren Todeszahlen.

Auf dem indischen Subkontinent verlief die Geschichte gänzlich anders, was durch den engen Zusammenhang zwischen Rekrutierung, Interaktion und Militärmacht deutlich wird. Relativ spät, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, brachte der zunehmende Einsatz türkischer und afghanischer Musketeneinheiten einen sukzessiven Wandel des traditionellen Militärsystems im Hochland mit sich. Die indischen Potentaten folgten dabei – wie bei der Einführung verlässlicherer Steinschlossgewehren oder der Verwendung von Bajonetten – durchaus neuesten Trends. Sie warben – meist von verfeindeter Seite – auch Europäer an, die für die Einführung neuer Techniken oder zur Bereitstellung von Kanonen und anderen Kriegsdiensten gut bezahlt wurden. Allerdings war die *East India Company* (EIC)in diesem Machtspiel der Allianzen um die Nachfolge der Moguln schneller, vor allem aber effizienter.

Zuerst waren die Briten nur *petty ruler* – von der Regionalmacht geduldete Selbstverwalter eines beschränkten Gebietes. An den Küstensäumen setzten sie sich – wie andere europäische Mächte – mit Seestützpunkten fest. In zunächst kleinen Herrschafts- und Einflussbereichen wurden indigene Eliten durch Europäer ausgetauscht oder in Klientelverhältnisse gebracht. Das Hochland der Marathen und die Flussebenen von Indus und Ganges – Kerngebiet der Mogulherrschaft – blieben davon noch ausgespart. Die Briten mussten insbesondere den Moguln gegenüber ausgesuchtes Wohlverhalten zeigen, bis Robert Clive, ein ehrgeiziger Mitarbeiter der Company, „wie ein typischer Konquistador auftrat".[43] Eine Strafaktion gegen den Nabob von Bengalen, dem bei Weitem reichsten Teilstaat des Mogulreiches, funktionierte Clive in einem *va-banque*-Spiel zu einem siegreichen Eroberungsfeldzug um. In Plassey (1757) besiegte er ein zahlenmäßig weit überlegenes indisches Heer traditionellen Zuschnitts mit einem anderen indischen Heer von „Verschwörern" und Verbündeten, das mit europäischen Militärelementen durchsetzt worden war. Die EIC wurde dadurch zum Großgrundbesitzer und beschaffte sich mit der Gründung einer neuen „Militärkaste", den *sipahi*,[44] ein hauseigenes Mobilisierungsreservoir. In ihren Rekrutierungszentren in Patna, Buxar (Bihar) und Ghazipur in Bengalen wurden diese zwar militärisch ausgebildet, aber sonst in ihrem ländlichen Umfeld belassen. Eine neue Kastenidentität, geformt – ‚erfunden' – mittels Essensregeln, „neuen" religiösen Autoritäten, sozialen Verhaltensregeln (Adoptionen usw.) und dem exklusiven Klientelverhältnis zu den Briten, vereinte Menschen unterschiedlichster, meist niederer Herkunft und bot diesen neue Aufstiegschancen. Weiters wurden sie in einer Art Militärkolonat wie „Wachhunde" – „to keep a check on the power of autonomous chiefs" – eingesetzt, was aber ihren taktischen Gebrauchswert erheblich reduzierte, denn diese milizartigen Truppen konnten nur schwer für schnelle Einsätze in entfernten Gegen-

den mobilisiert werden. Ab den 1820er-Jahren wurden diese trägen Militärgrenzereinheiten wieder abgeschafft.[45]

„In 1815 the Company experimented with yet another military tradition when it began to invent its own model of a Gurkha soldier in order to meet both the Nepali challenge and its own needs of policing the hills."[46] Die Gurkha rekrutierten sich aus Bergstämmen des südlichen Himalaja und vereinten die nepalesische Militärtradition der leichten Infanterie mit europäischer Waffentechnik. Daneben wurden die Sikhs – eine religiöse Minderheit und *martial race* – zu verlässlichen britischen Partnern. Mit diesen indigenen Assistenztruppen in petto konnten die Briten jetzt erstmals in Gebiete vordringen, die sich bisher der direkten Kontrolle durch die Zentralmacht erfolgreich entziehen hatten können. Den entscheidenden Durchbruch zum großen militärischen Aufmarsch ermöglichte aber erst die in großem Stil betriebene, massenweise Aushebung von „Indern" – ein Sammelbegriff, der jetzt erst in Gebrauch kam –, die bezahlt, gedrillt und kaserniert wurden. Die *sepoy*-Regimenter der Briten sind Teil eines Kolonialphänomens, das Ferguson und Whitehead treffend als *ethnic-soldiering* bezeichnen.[47] Kolonialmächte verwenden Einheimische für ihre Zwecke; das gab es zwar schon vorher, aber erstmals in Indien und später in Afrika wurden Einheimische massenhaft für ausschließlich europäische Ziele eingesetzt. In Nordamerika traf man unter den Indianern kaum auf Söldner; in Süd- und Mittelamerika wurden hingegen – wie in der vorimperialistischen Phase Afrikas[48] – europäische und indigene Militärkapazitäten gleichrangig eingesetzt.

Erst die Bajonette dieser Regimenter, erst diese Soldaten (nicht Krieger) machten die Briten von ‚Herren in Indien' zu ‚Herren über Indien'. Davor mussten sie aber noch den gefährlichsten Gegner, die Marathen, in drei mühseligen Kriegen (1782, 1803–1805 und 1817–1819) überwältigen. „Indian rulers had been quick to adopt the military technology of Europe; but not till comparatively late did they adopt the tactics necessary."[49] Den Marathen fehlte zum Erfolg unter anderem die geschlossene Führung durch ein einheitlich trainiertes Offizierskorps. Auch konnten die Marathen nicht in disziplinierten Formationen kämpfen, was auch durch eine überlegene Artillerie nicht wettgemacht werden konnte. Diese Artillerie war der „englischen Zeit", der gängigen Vorstellung von Einsatz und Verwendung, weit voraus: „Instead of supporting the movements of the infantry, it became the pivot of the manoeuvre, the centre of attack or defence, with the battalion acting as its framework and support"[50] – das war die neue „französische Schule", die französische Söldner und Militärberater vermittelten. Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, kämpfte sinngemäß schon hier gegen „Napoleon", noch bevor er ihm persönlich gegenüberstand.[51] Wellington lernte von seinen *sepoy*-Regimentern, dass man sich vor schwerem Feuer im Felde wegducken konnte. Auch führten ihm indische Soldaten vor, wie durch Bajonettangriff und mit blanken Säbeln der Sieg in Schlachten zu erringen ist. Den Krieg gewannen die Briten infolge ihrer überlegenen Ressourcen, ihrer geschlossenen Offensivstrategie und der Bereitschaft, auch einen kostspieligen Abnutzungskrieg durchzustehen. Nach dem kräftezehrenden Zweiten Weltkrieg wurde das Ende des Raj, der britischen Herrschaft, weniger militärisch, sondern durch zivilen Ungehorsam erzwungen; mit aggressiver Friedfertigkeit und nationalem Verve wurde das Land boykottiert, das so lange durch eigene Volksgruppen im Dienst Fremder beherrscht worden war.

Afrika – der koloniale Kontinent

Bis 1876 lag die Kontrolle von mehr als neunzig Prozent des afrikanischen Territoriums noch in den Händen Einheimischer. 1914 war dieser Teil kontinentaler Autonomie auf einen Freistaat in Liberia und auf das äthiopische Königreich zusammengeschmolzen. „Just as in Asia in the early modern era, European trading posts along the African coast were maintained and kept alive well into the nineteenth century by the benevolence or avarice of local potentates in good times, and in bad times by European sea-power."[52] Neben Goldstaub und Elfenbein bildeten Sklaven die gesuchte Handelsware – und für die Afrikaner Schusswaffen das bevorzugte Tauschgut dafür. Westafrika entwickelte sich so zu einem Absatzmarkt für europäische Waffenproduzenten. Die Vielzahl verwendeter Gewehrtypen und Kontrollmaßnahmen auf Händler- und Herstellerseite bezeugen, dass die Afrikaner sehr wohl wussten, welche Produktqualitäten gehandelt wurden.

„The strong preference of the slave seller for guns indicates very strongly the connexion between firearms and the acquisition of slaves."[53] Um sich gegen die immer stärker werdenden „Sklavenjäger-Staaten" verteidigen zu können, importierten nun auch *non-slaving states* (Joseph E. Inikori) Feuerwaffen. Diese Technologieimporte hatten für diese Teile Afrikas eine Neuorganisation der Kriegführung zur Konsequenz. Der europäische Bedarf an Sklaven erwies sich etwa für die Ashanti beim Ausbau ihres Imperiums als wichtiger Impuls. Bisher übliche Stammesfehden, die als ‚Nebenprodukt' auch Kriegsgefangene mit sich brachten, wandelten sich zu richtiggehenden ‚Sklavenfangkriegen' mit „involving tens of thousands of combatants moving considerable distances and campaining over months".[54]

Das Königreich der Ashanti, deren Wohlstand vom Goldreichtum der Region und Sklavenhandel herrührte, folgte seit Beginn des 18. Jahrhunderts einem strategischen Drang nach Süden, ins heutige Ghana, um mit den Sklavenhändlern direkt verhandeln zu können. Nach dem Beschluss Londons, dort eine Kolonie zu er-

richten, mussten nach der Landung der Briten 1873 schon für die Nachschublinien ins Hinterland enorme logistische Anstrengungen unternommen wurden; so etwa wurden allein 237 Brücken gebaut.[55] Die Ashanti leisteten lange erfolgreich Widerstand und implementierten den Heimvorteil optimal in ihre Kampftaktik. Koordiniert stießen dabei verschiedene *warlords* in einer Art *hit-and-run*-Taktik gegen die anrückenden Briten vor und brachten sie immer wieder stark in Bedrängnis. Ausschlaggebend für den britischen Sieg waren vor allem die gepressten einheimischen Träger der Briten, die Dampfschifftechnik, neue tropenmedizinische Pharmaka – chininhaltige Limonade als Antimalariamittel zählte bald zum britischen Lifestyle – und bessere Waffen.

Auch die als Krieger berühmten Zulu im südlichen Afrika konnten ihren Machtbereich durch militärische Neuerungen ausdehnen. Ihre Reichsbildung, die *Mfecane* („Unterwerfung der Nachbarstämme"), beruhte auf den Militärreformen zweier Häuptlinge, die diesen vormals eher unbedeutenden Stamm unter den Nguni-Völkern legendär machen sollte. Shaka (1787–1828) und sein Vorgänger führten statt des traditionellen langen Wurfspeeres einen kürzeren Stoß-*assegai* ein. Eine taktische Folgemaßnahme war die Umstellung auf eine dichte Schlachtordnung – die „Büffelhörner" der Zulu. Nicht mehr der lockere Agonalkampf, sondern der gezielte Vorstoß dicht aufgeschlossener Verbände wurde zur Doktrin. Das erforderte die Disziplinierung im Kampfverhalten, die durch besondere Regimentsordnungen, die *impis*, realisiert wurde. Aus verschiedenen Teilen des Reiches wurden dazu junge Männer in Altersregimentern zusammengezogen und kaserniert. Das Ergebnis war eine schlagkräftige Infanterietruppe: Zulu-*impis* waren hochgradig mobil, nahmen Verpflegung während des Marsches zu sich und konnten auch durch schwieriges Gelände kaum aufgehalten werden. In Isandlwana (1879), dem „African Cannae",[56] gelang den Zulu dank ihrer überlegenen Disziplin und Mobilität auch ohne Schusswaffen ein spektakulärer Sieg über die modern ausgerüstete britische Armee. Auch in Äthiopien lässt sich eine nationale Selbststärkung durch militärische Modernisierung, initiiert von Tewodros II. (1855–1868), feststellen, die diesmal europäische Technik und Expertise mit traditionellen Elementen der Kriegführung – Überraschungsangriff, Hinterhalt, kleiner Krieg – erfolgreich verband.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ging den Afrikanern zunehmend der Spielraum verloren. Die europäischen Imperialisten hatten den längeren Atem und entschieden „lang auszuhaltende Kriege" (Mao) durch logistische Überlegenheit für sich. Mehr Soldaten, modernere Ausrüstung und die Ausnutzung innerafrikanischer Streitigkeiten beförderten die Kolonialisierung des Kontinents nach Art des „Tortenschneidens" von Kap zu Kap. Ähnliche Entwicklungen kennzeichneten Ozeanien, bei den Maori-Kriegen (1845–1872) um Neuseelands Siedlungsland[57]

und Südostasien, wo der riesige Inselarchipel Niederländisch Ostindiens während des 19. Jahrhunderts lediglich von einigen Tausend Truppenangehörigen kontrolliert wurde.[58]

Die Schließung der Divergenz

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts alternative Militärtraditionen außerhalb westlicher Entwicklung konkurrenzfähig und für die Adaption fortschrittlicher Techniken offen blieben. Doch seit der Jahrhundertmitte ist eine Konvergenz der militärischen Standards nach westlichem Vorbild zu beobachten, am deutlichsten in den Staaten der industrialisierten Zone. Schon seit der Frühen Neuzeit, im Zeitalter des großen Kanonenschiffs unter Segel, spielte die technische wie taktische Überlegenheit europäischer Seestreitkräfte in der Genese der Kolonialreiche eine Rolle; doch endete dieser Vorteil meist schon an der Küstenlinie. Die Spreu vom Weizen wurde durch Modernisierungsanstrengungen getrennt – wie etwa in Japan: Nachdem die amerikanische Marine 1853 in der Bucht von Tokio mit einem Flottendefilee ihre Macht demonstriert hatte, wurde der damaligen Führung eindrücklich vor Augen geführt, dass sie die Sicherheit ihres Landes nicht mehr durch Abschließung gewährleisten konnte. Dem fernöstlichen Kaiserreich gelang ein bemerkenswerter Reformspurt, eine „defensive Modernisierung", der es in die Liga der Industrienationen hob. Ein Nachzügler der industriellen Entwicklung, das russische Zarenreich, welches nach der Niederlage im Krimkrieg (1853–1856) selbst politische Reformmaßnahmen und wirtschaftliche Aufholprozesse durchlaufen hatte, konnte sogar überflügelt und in der Seeschlacht von Tschuschima (1905) besiegt werden.[59] Siam, das heutige Thailand, modernisierte sich.[60] Auch das Osmanische Reich durchlebte, wie in der Reformära der *Tanzimat* (1839–1876), während der Jungtürkenbewegung und des Kemalismus, wiederholt Modernisierungswellen, bei denen militärreformatorische Zwecke zentrale Anliegen waren.[61] Im Ägypten der *Walis* und *Khediven* wurde ebenfalls versucht, mit militärischen und wirtschaftlichen Reformen von oben den Anschluss an den Westen nicht zu verlieren – ein Rückstand, der nach der Besetzung des Landes durch Napoleons Truppen nicht mehr zu übersehen war.[62]

Eine Auflistung der Länderbeispiele, die Modernisierungsanstrengungen unternahmen, ließe sich, mit höchst unterschiedlichen Ergebnissen, weiter fortführen. Doch konnten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts solche Lücken nicht mehr allein durch den Zukauf von Kriegsmaterial oder Expertenwissen gefüllt werden – so gründlich hatten sich die Voraussetzungen geändert. Ohne zentralstaatliches

Grundgerüst, territoriale Integrität, anerkannter politischer Ausgleichsmechanismen, eines Mindeststandards von Bildung und Wissenschaft und großgewerblicher Produktion, gelang keine militärische Modernisierung auf Dauer. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg standen sich die Spitzen dieser industrialisierten Welt in einem beispiellosen Ringen um die Vorherrschaft gegenüber. Die Intensität der Auseinandersetzung sollte sich in dieser Form nicht mehr wiederholen und zählt historisch zu den Ausnahmesituationen.

„Alte und neue Kriege" oder ein heterogenes Kriegs- und Militärparadigma?

Tribale Kriege, also Kriege nichtstaatlicher Gesellschaften, Staatenkriege und „Bürgerkriege" zwischen substaatlichen Akteursgruppen sind in unserem Betrachtungszeitraum immer wieder zeitgleich aufgetreten; doch wurden Kriege vorrangig am ‚Krieg zwischen Staaten' gemessen. Erst nach dem Fall des Kommunismus und dem Verlust der Übersichtlichkeit der politischen Blöcke in Ost und West ist diese Blickverzerrung deutlich geworden. Wie viele postkoloniale und postkommunistische Staaten von heute zeigen, wurde die Entwicklung leistungsfähiger Staatsstrukturen keineswegs überall vollzogen. Formen des Kriegs, so eine zentrale These, sind wesentlich an Staatlichkeit gebunden. Nach Mary Kaldor und anderen[63] verkehren die ‚neuen' Kriege gewissermaßen jene Prozesse, durch welche die moderne Staatenwelt gebildet wurde, eine Mischung aus konventionellen Kriegen niedriger Intensität, krimineller Gewalt, Menschenrechtsverletzungen und ausländischer Einmischung. Sie figurieren als „Staatsauflösung" oder „Staatszerfallskriege" und lassen keine klaren Fronten erkennen. Die Angleichung der Waffensysteme hat zu dieser ‚neuen Unübersichtlichkeit' erheblich beigetragen. Im Rahmen des militärpolitischen Paradigmas lassen sich seit 1945 unterschiedliche Entwicklungen beobachten:

Der „kleine Krieg" als Normalform

Die Guerilla wandelte sich von einer militärischen Defensivtaktik zur Offensivstrategie politischer Akteure. Der „kleine Krieg" stieg zur strategischen Option auf. Vor dem 20. Jahrhundert wurde „Guerilla" nur militärisch und in seiner wortwörtlichen Bedeutung als „kleiner Krieg" verstanden. Operativ bezeichnete man damit den Kampf irregulärer, aber offiziell für eine Seite agierender Einheiten abseits der großen militärischen Aktionen. Meist handelte es sich dabei um Hilfstruppen im Rahmen regulärer Streitkräfte. Guerilla stand auch für den Abwehrkampf als flexibles Kampfverfahren *(hit-and-run)* des militärisch Schwächeren gegen den Stärkeren, besonders in Gebieten kolonialer Besetzung. Guerilla ist nicht mit

„Volkskrieg" gleichzusetzen. „Indeed, it was really only in the 1930s and 1940s that guerilla warfare became revolutionary in both intent and practice, with social, economic, psychological and, especially, political elements grafted on to traditional irregular military tactics in order to radically alter the structure of a state by force. Thus, dissident groups that were initially in the minority, and weaker than the authorities, would seek power through a combination of subversion, propaganda and military action. More properly, therefore, modern revolutionary guerrilla warfare might be termed insurgency."[64]

In den 1960er-Jahren zeigten sich Aufstände mehr und mehr als städtisches Phänomen der *urban guerilla*. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sind Guerilla und Terrorismus zu vorherrschenden Konfliktformen, regulärer und intensiver Staatenkrieg zur Ausnahme geworden – eine Situation, auf die sich die Staatenwelt nach Ende des „Kalten Krieges" verstärkt einzustellen begann, denn bereits vor der Auflösung des alten sicherheitspolitischen Paradigmas ‚normalisierte' sich das Konfliktbild und die Zahl der bewaffneten Konflikte pro Jahr stieg auf vierzig und mehr, vorrangig in den Ländern der „Dritten Welt" als innerstaatliche Auseinandersetzungen.

Aus regionalen Widerstandsaktionen konnten nationale Erhebungen erwachsen. Mit weit weniger aufwändigen terroristischen Aktionen kombiniert, steigerte das die Effektivität, um bei Bedarf auch die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf sich zu ziehen. Mit gelegentlichen Terroranschlägen konnte man sich auf eine lauernde Warteposition zurückziehen, bis die Lage günstig erschien, den Kampf in offenerer Form aufzunehmen oder fortzuführen. Schweres Gerät spielte bei der Guerilla nur eine Nebenrolle. Im Algerienkrieg trieb so eine Mischstrategie der *Front de Libération Nationale* (FLN) die Franzosen aus dem Land. Die Vietnamesen zwangen ohne eigene Luftwaffe, Panzer und ohne schwere Artillerie die Supermacht USA fast ausschließlich mit Infanterie und Subversion zum Abzug. Das günstige wie robuste Gewehr AK–47 („Kalaschnikow"), das auch von Kindersoldaten gehandhabt werden kann, ist nicht nur die wahrscheinlich am meisten produzierte Waffe, sondern wurde zum heraldischen Emblem einer ganzen Epoche: von terroristischen Polit-Logos, wie dem der RAF, bis zum Staatswappen von Mosambik. Terrorismus wurde so zur effektiven Strategie des ‚Schwachen'.

Der moderne Terrorismus war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Seither eröffnete er eine ‚billige', von kleinen Gruppen praktizierte Strategie, Staaten herauszufordern, national wie international Sympathisanten zu gewinnen und aus kleinen, verschwörerischen Anfängen zu einer offenen Guerillabewegung überzuleiten. In den Dekolonisationskriegen der 1960er- und 1970er-Jahre ist vielerorts daraus eine Konfliktsteigerungsvariante erwachsen.[65]

Von der Kriegsregulierung zur Kriegsvermeidung

Staaten führten auch nach 1945 weiterhin reguläre Kriege. Als internationale Gemeinschaft begannen sie gleichzeitig, gegen Kriege vorzugehen und diplomatische Präventionsmaßnahmen umzusetzen. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind in Europa und in den Vereinigten Staaten verstärkt Tendenzen, Interessenabstimmung auch zum Zwecke der Kriegsvermeidung zu treffen, zu beobachten,[66] zuerst als „Konzert der Mächte", „Heilige Allianzen" oder internationale Abkommen. Dies gab auch einen Anstoß zur Gründung des Völkerbundes, später der Vereinten Nationen. Diese Entwicklung zur Internationalisierung durchlief mehrere Etappen: Im Zeitalter nach dem Westfälischen Frieden (1648) wurde Krieg als alleiniges Hoheitsrecht von Staaten definiert. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde mit der Haager Landkriegsordnung und der Genfer Konvention mehr Gewicht auf die ordentliche Abwicklung der Kriegshandlungen gelegt *(ius in bello)*. Seit 1945 wurde das Recht eines Staates, Krieg zu führen *(ius ad bellum)*, grundsätzlich in Frage gestellt. Als Novum sahen sich in den Prozessen von Nürnberg und Tokio erstmals Spitzen des Staates als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt.[67] Humanitäres Völkerrecht, Konfliktprävention, Friedenseinsätze und internationales Konfliktmanagement rückten damit gleichrangig ins Zentrum der internationalen Politik.[68] Gleichzeitig sind Bestrebungen in Gange, den *bellum legale* als Werkzeug internationaler Politik erneut zu etablieren, etwa als *preemtive strikes* und *regime change* gegen „Schurkenstaaten" und Terrorismus.

Zwischen schwachen und starken Staaten

Die zentrale Rolle des staatlichen Gewaltmonopols als Ursache und Gradmesser für Krieg und Konfliktformen hat nach dem Fall des Eisernen Vorhangs neue Bedeutung erfahren. In der bipolaren Welt der politisch-wirtschaftlichen Blockbildung zwischen Ost und West fiel diese Dimension weit weniger ins Gewicht als heute. Im Grad der Zerrüttung des Staatsapparates *(weak, failing oder collapsed states)*[69] liegen die Potenziale für bewaffnete Konflikte, denn in starken, funktionierenden Staaten bleibt die Einheit von Staat und Territorium gewahrt. Es existieren keine separatistischen (Sub-)Staatsgebilde in Form der von Rebellen ‚befreiten' Gebiete oder von Warlords oder Guerillas beherrschten Zonen, die mitunter in Abstimmung mit Nachbarländern ‚regiert' werden. Solche Grauzonen von Staatlichkeit und Schattenherrschaft stellen Friedenssicherungseinsätze und bewaffnete Friedenserzwingungsmissionen *(peacekeeping and peace enforcement)* vor große, weil

gefährliche und teure Herausforderungen. Dies ist mit ein Grund, warum international agierende Sicherheitsfirmen in solche Operationen eingebunden werden.

Die Privatisierung hoheitsrechtlicher Machtbefugnisse in ‚starken' Staaten durch Sicherheitsfirmen[70] ist eine relative neue und eigenständige Entwicklung von *outsourcing*, das kommerziellen Interessen folgt. Der wesentliche Unterschied zu Bürgerkriegssituation, Warlords und Terrorismus ist, dass einer Privatisierung häufig keine Verselbstständigung bewaffneter Gewalt folgt. Zudem wurde seit dem Fall der Berliner Mauer das Militär immer mehr in seiner Rolle als Wirtschaftsakteur wahrgenommen.[71] In Ländern wie Pakistan entstand aufgrund mangelnder infrastruktureller Voraussetzungen ein Schattenimperium, um die Versorgung der Armee sicherzustellen. In der Türkei kann mit einiger Berechtigung der Generalstab mit dem Vorstand eines Mischkonzerns gleichgesetzt werden. Die türkischen Generäle sind nicht nur die Hüter des Kemalismus, sondern auch ihrer eigenen ökonomischen Interessen. Während bei den einen – wie in den USA oder in europäischen Staaten – eine strikte Trennung von Militärfunktion und Budget eingehalten wird, verschwimmt diese Grenze bei anderen Staaten – etwa in China, wo zwischen dem Alleinführungsanspruch der Partei und der militärischen Führung Konkordanz herrscht, oder in Chile, wo die Einflussnahme des Militärs auf die Politik bedeutend ist.

Von der Divergenz zur neuen Konvergenz der Unübersichtlichkeit

Revolutionäre Technik verwandelte im Laufe des 19. Jahrhunderts das Gefechtsbild. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs vollendeten die kapitalistische Waffenproduktion und die Rüstungsindustrie des Ostblocks die Verbreitung – und damit Schließung der Divergenz – von Standardbewaffnungen aus Gewinnabsicht und politischem Kalkül. Rüstungsgeschäfte zählen deshalb global zu den größten und profitabelsten Wirtschaftssektoren.[72] Trotz immer teurer werdender Raffinesse in der Waffentechnologie konnte der Mensch als ausführender Akteur bisher nicht ersetzt werden. Die in den entwickelten Staaten zunehmende Inakzeptanz menschlicher Verluste erzeugte ein Paradox: eine durch wirtschaftliche Verflechtung, durch eine *pax oeconomica*, um den euroamerikanischen Raum kreierte Kernzone ohne Kriege gegenüber den Ländern, in denen Kriege geführt werden, um dort Einfluss zu nehmen.[73] Der Stellenwert der Technik als Movens der Veränderung in den letzten 150 Jahren ist in militärischen Angelegenheiten wieder weit hinter das Politische zurückgefallen.

Anmerkungen

1 H.(ilaire) B.(elloc)/B.(asil) T.(emple) B.(lackwood), The Modern Traveller, London 1898, 41.
2 Als Gesamtdarstellungen: Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009; Eric R. Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien 1995. Der Begriff ‚Divergenz', um den sich zwischenzeitlich eine ganze Debatte dreht, geht auf Kenneth Pomeranz, The Great Divergence: China, Europe, and the Making of the Modern World Economy, Princeton 2000, zurück.
3 Hier verstanden als epochaler Wandel der Kriegführung durch die Industrielle Revolution und folgender technischer Revolutionen, die auch soziale Anpassungen zur Konsequenz hatten.
4 Eric R. Hobsbawm, Das imperiale Zeitalter 1875–1914, Frankfurt am Main/New York, 1989.
5 Der Begriff wurde im deutschsprachigen Raum vor allem durch Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära, 1700–1815, München 1987, bekannt.
6 Wolfgang König/Wolfhard Weber, Netzwerke, Stahl und Strom – 1840 bis 1914 (Propyläen Technikgeschichte, Bd. 4), Berlin 1997, 259; Hans-Joachim Braun/Walter Kaiser, Hg., Energiewirtschaft, Automatisierung, Information seit 1914 (Propyläen Technikgeschichte, Bd. 5), Berlin 1997.
7 Zitiert nach: Graham S. Hutchinson, Machine Guns, their History and Tactical Employment, London 1938, 14.
8 Johannes Rohbeck, Technologische Urteilskraft – Zu einer Ethik technischen Handelns, Frankfurt am Main 1993, 230 f. (Hervorhebung im Original).
9 Wolfgang Reinhard, Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2. Aufl., München 2000, 347.
10 Michael Hochedlinger/Anton Tantner, Hg., „… der größte Teil der Untertanen lebt Elend und mühselig". Die Berichte des Hofkriegsrates zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Habsburgermonarchie 1770–1771, Wien 2005, II; allgemein: Thomas Kolnberger/Ilja Staffelbauer, Hg., Krieg in der europäischen Neuzeit, Wien 2010 (im Druck).
11 Jürgen Osterhammel, Auf der Suche nach einem 19. Jahrhundert, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag, Hg., Globalgeschichte. Theorien – Ansätze – Themen, Frankfurt am Main 2007, 109–130; C. A. Bayly, The birth of the modern world, 1780–1914: global connections and comparisons, Oxford u. a. 2004.
12 Norbert Franz, Durchstaatlichung und Ausweitung der Kommunalaufgaben im 19. Jahrhundert. Tätigkeitsfelder und Handlungsspielräume ausgewählter französischer und luxemburgischer Landgemeinden im mikrohistorischen Vergleich (1805–1890), Trier 2006; Hagen Schulze, Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München 1994.
13 Lawrence Sondhaus, Navies in modern world history, London 2004; Richard Harding, Seapower and naval warfare, 1650–1830, London 1999; John Buckley, Air power in the age of total war, London 1999; Sebastian Cox/Peter Gay, Hg., Air power history – turning points from Kitty Hawk to Kosovo, London/Portland [OR] 2002; Rolf-Dieter Müller, Der Bombenkrieg 1939–1945, Berlin 2004.
14 Hans Linnenkohl, Vom Einzelschuss zur Feuerwalze. Der Wettlauf zwischen Technik und Taktik im Ersten Weltkrieg, Bonn 1996, 11, 56.
15 Thomas Kühne, Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 173), Göttingen 2006.
16 Ute Frevert, Die kasernierte Nation – Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001; Ute Frevert, Hg., Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997.
17 Jürg Helbling, Tribale Kriege – Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt, Frankfurt am Main/New York 2006, 449 ff.; Azar Gat, War in human civilization, Oxford 2006.

18 M. Christian Ortner, Die österreichisch-ungarische Artillerie von 1867 bis 1918. Technik, Organisation und Kampfverfahren, Wien 2007.
19 Frank Becker, „Getrennt marschieren, vereint schlagen" Königgrätz, 3. Juli 1866, in: Stig Förster u. a., Hg., Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, 2. Aufl., München 2002, 216–229.
20 Peter Borscheid, Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung, Frankfurt am Main 2004.
21 Stig Förster u. a., Hg., Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, 2. Aufl., München 2002; Gerd Krumeich/Susanne Brandt, Hg., Schlachtenmythen. Ereignis – Erzählung – Erinnerung, Köln u. a. 2003.
22 Zur historiografischen Einführung: Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002; Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, Hg., Was ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000.
23 Gunther E. Rothenberg, The Napoleonic wars, London 1999.
24 Stefan Kaufmann, Kommunikationstechnik und Kriegsführung 1815–1945. Stufen telemedialer Rüstung, München 1996. 122 ff.
25 John Keegan, Das Antlitz des Krieges. Die Schlachten von Azincourt 1415, Waterloo 1815 und an der Somme 1916, Frankfurt am Main/New York 1991.
26 John Keegan, Die Maske des Feldherrn – Alexander der Große, Wellington, Grant, Hitler, Reinbek/Hamburg 2000, 319.
27 Manfried Rauchensteiner, Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz u. a. 1997, 433.
28 John Buckley, Air Power in the Age of Total War, London 1999; Sebastian Cox/Peter Gray, Hg., Air Power History – Turning Points form Kitty Hawk to Kosovo, London 2002; Rolf-Dieter Müller, Der Bombenkrieg 1939–1945, Berlin 2004; Lawrence Sondhaus, Navies in Modern World History, London 2004.
29 Joachim Schröder, Die U-Boote des Kaisers. Die Geschichte des deutschen U-Boot-Krieges gegen Großbritannien im Ersten Weltkrieg, Bonn 2002.
30 Rolf Steininger, Der Kalte Krieg, Frankfurt am Main 2003; Bernd Stöver, Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991, 3. Aufl., München 2006.
31 Jeremy Black, European Warfare 1660–1815, New Haven/London 1994, 2 f.
32 Geoffrey Parker, The military revolution. Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800, Cambridge 1988; William R. Thompson: The military superiority thesis and the ascendancy of Western Eurasia in the world system, in: Journal of World History 10 (1999), 143–178.
33 Gesamtübersicht: John Tebble/Keith Jennison, The American Indian Wars, London 2001.
34 Wulf D. Hund, Rassismus, Bielefeld 2007, 10 ff., wobei sich diese Spielart der Diskriminierung jetzt an distinkte anthropometrische und genetische Unterscheidungen festzumachen begann: Rasse ist demnach ein Produkt von Rassismus.
35 Rudolph J. Rummel: Demozid – der befohlene Tod. Massenmorde im 20. Jahrhundert. Münster u. a. 2003.
36 Ian K. Steele, Warpaths – Invasions of North America, New York/Oxford 1994; Bruce Vandervort, Indian wars of Mexico, Canada and the United States, 1812–1900, New York 2006.
37 Karin Fischer/Susan Zimmermann, Hg., Internationalismen – Transformation weltweiter Ungleichheit im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2008.
38 Eric R. Hobsbawm, Die Banditen – Räuber als Sozialrebellen, München 2000; Peter Feldbauer/Hans-Jürgen Puhle, Hg., Bauern im Widerstand, Wien/Köln/Weimar 1992.
39 John Charles Chasteen, Americanos: Latin America's struggle for independence, Oxford 2008.
40 David A. Graff/Robin Higham, Hg., A Military history of China, Boulder [CO] 2002; Bruce A. Elleman, Modern Chinese Warfare, 1795–1989, London/New York 2001.

41 John King Fairbank, The Great Chinese Revolution, 1800–1985, New York u. a. 1987.
42 Ebd., 76.
43 Felipe Fernández-Armesto, Millennium, München 1995, 443 f.
44 Seema Alavi, The Company Army and Rural Society, in: Douglas M. Peers, Hg., Warfare and Empires – Contact and Conflict between European and non-European military and maritime forces and cultures, Aldershot/Variorum [o.O.] 1997.
45 G.J. Bryant, Indigenous Mercenaries in the Service of European Imperialists: The Case of the Sepoys in the Early British Indian Army, 1750–1800, in: War in History 7 (2000) 1, 2–28; Kaushik Roy, The Construction of Regiments in the Indian Army: 1859–1913, in: War in History 8 (2001) 2, 127–148.
46 Alavi, Company Army, 183.
47 Brian R. Ferguson/Neil L. Whitehead, The Violent Edge of Empire, in: dies., Hg., War in the Tribal Zone. Expanding States and indigenous Warfare, Santa Fé 1992, 1–30, hier 18.
48 John K. Thornton, Warfare in Atlantic Africa, 1500–1800, London 1999.
49 John Pemble, Resources and Techniques in the Second Maratha war, in: Douglas M. Peers, Hg., Warfare and Empires: Contact and Conflict between European and Non-European Military and Maritime Forces and Cultures, Ashgate/Variorum [o. O.] 1997, 280.
50 Ebd., 285.
51 Vgl. Randolf G. S. Cooper, Wellington and the Marathas in 1803, in: The International History Review 11 (1989), 31–38; Jeremy Black, European Warfare, 1660–1815, New Haven/London 1994, 16 ff.
52 Bruce Vandervort, Wars of Imperial Conquest in Africa, 1830–1914, London 1998, 26.
53 Joseph E. Inikori, The Import of Firearms into West Africa, 1750–1807, in: Douglas M. Peers, Hg., Warfare and Empires, 245–274.
54 John K. Thornton, Warfare, slave trading and European influence: Atlantic Africa 1450–1800, in: Jeremy Black, Hg., War in the Early Modern World, 1450–1815, London 1999, 129–146, hier 129.
55 Vandervort, Wars, 14 ff.
56 Vandervort, Wars, 108.
57 Angela Ballare, Taua: ‚Musket wars', ‚land wars' or *tikanga*? Warfare in Maori Society in the early nineteenth century, London 2003. Southeast Asian Warfare 1300–1909, Leiden 2004.
58 Michael W. Charney, Southeast Asian Warfare, 1300–1900, Leiden 2004.
59 Wolfgang Schwentker, Die Samurai, 3. Aufl., München 2008.
60 David K. Wyatt, Thailand. A short history, 2. Aufl., New Haven/London 2003, 166 ff.
61 Suraiya Faroqhi, Geschichte des Osmanischen Reiches, München 2000; Virginia H. Aksan, Ottoman Wars 1700–1870: An Empire Besieged, Longman 2007.
62 Ulrich Haarmann/Heinz Halm, Hg., Geschichte der arabischen Welt, 5. Aufl., München 2004.
63 Mary Kaldor, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt am Main 2000; Herfried Münkler, Die neuen Kriege, 2. Aufl., Reinbek/Hamburg 2002; Martin van Creveld, Die Zukunft des Krieges, München 1998.
64 Ian F.W. Beckett, Modern Insurgencies and Counter-Insurgencies. Guerilla and their opponents since 1750, London/New York 2001, vii.
65 Thomas Kolnberger/Clemens Six, Hg., Fundamentalismus und Terrorismus. Zu Geschichte und Gegenwart radikalisierter Religion, Wien 2007.
66 Zu „Reform"-Internationalismen: Karin Fischer/Susan Zimmermann, Hg., Internationalismen – Transformationen weltweiter Ungleichheit im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2008.
67 Edgar Wolfrum, Krieg und Frieden in der Neuzeit. Vom Westfälischen Frieden bis zum Zweiten Weltkrieg, Darmstadt 2003; Richard Sorabji/David Rodin, Hg., The Ethnics of War. Shared Problems in Different Traditions, Aldershot [GB] 2003.

68 Walter Feichtinger/Predrag Jureković, Hg., Internationales Konfliktmanagement im Fokus. Kosovo, Moldova und Afghanistan im kritischen Vergleich, Baden-Baden 2006; Monika Heupel, Friedenskonsolidierung im Zeitalter der „neuen Kriege", Wiesbaden 2005.
69 Robert I. Rotberg, State Failure and State Weakness in a Time of Terror, Washington [D.C.] 2003.
70 Thomas Jäger/Gerhard Kümmel, Hg., Private Military and Security Companies. Chances, Problems, Pitfalls and Prospects, Wiesbaden 2007; Deborah D. Avant, The Market for Force. The Consequences of Privatizing Security, Cambridge u. a. 2005.
71 Jörn Brömmelhörster/Wolf-Christian Paes, The Military as an Economic Actor. Soldiers in Business, Houndsmill/New York 2003.
72 Statistiken zu Krieg und Militärausgaben bieten etwa das Stockholmer Friedensforschungsinstitut *Sipri* (www.sipri.org); oder das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg *IFSH* (www.ifsh.de).
73 Joachim Becker u. a., Hg., Krieg an den Rändern. Von Sarajevo bis Kuito, Wien 2005.

an der Freien Universität Berlin; Arbeitsschwerpunkte: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts; Adresse: gerdhardach@t-online.de.

Thomas Kolnberger, Diplomstudium der Geschichte an der Universität Innsbruck und am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien; Universitätsassistent-Doktorand an der Université du Luxembourg; Arbeitsschwerpunkte: Globalgeschichte, Krieg und Militär in der europäischen Expansion, Stadt- und Siedlungsgeschichte Phnom Penhs, Kambodscha; Adresse: thomas.kolnberger@uni.lu.

Andrea Komlosy, Studium der Geschichte und der Politikwissenschaften an der Universität Wien sowie am Institut für Höhere Studien; Promotion 1986; Habilitation im Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien 2002; ao. Universitätsprofessorin am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien; Mitarbeit im Leitungsteam der Globalgeschichte-Studien an der Universität Wien sowie im Doktoratskolleg „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe"; Lehre und Vortragstätigkeit an in- und ausländischen Universitäten, in der LehrerInnenfortbildung sowie in der Erwachsenenbildung; Forschungsschwerpunkt: Fragen ungleicher regionaler Entwicklung im kleinräumigen und weltregionalen Maßstab; Adresse: andrea.komlosy@univie.ac.at.

Albert Kraler, Studium der Politikwissenschaft und Afrikanistik an der Universität Wien und der School of Oriental and African Studies (SOAS) in London; seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am International Centre for Migration Policy Development (ICMPD), 2003–2004 Marie Curie Research Fellow am Centre for Migration Research (University of Sussex, GB), 2005–2006 Assistent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien; Arbeitsschwerpunkte: Migrationspolitik, irreguläre Migration, Familienmigration, Migrationsstatistik, Fluchtmigration, Staatlichkeit in Afrika und Formen humanitären Handelns in historischer Perspektive; Adresse: albert.kraler@univie.ac.at.

Fridolin Krausmann, Studium der Biologie und Ökologie an der Universität Wien, Habilitation für Sozialökologie an der Universität Klagenfurt; Professor für Nachhaltige Ressourcennutzung am Wiener Institut für Soziale Ökologie der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und Koordinator des Arbeitsbereichs „Gesellschaftlicher Stoffwechsel", Mitbegründer des Zentrums für Umweltgeschichte; Arbeitsschwerpunkte: langfristige Trends und Muster im gesellschaftlichen Material- und Energieverbrauch und in der Landnutzung; Adresse: fridolin.krausmann@uni-klu.ac.at.

Ernst Langthaler, Diplom- und Doktoratsstudium der Geschichte an der Universität Wien, Promotion 2000; Graduiertenkolleg „Historische Anthropologie" am IFF Wien; Habilitation im Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien 2010; stellvertretender Leiter des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes in St. Pölten (www.ruralhistory.at); Gastprofessuren und Lehraufträge an der Universität Innsbruck, der Universität Wien und der Universität für Bodenkultur in Wien; Arbeitsschwerpunkte: Agrargeschichte, Regionalgeschichte, Gedächtnisgeschichte (19. und 20. Jahrhundert); Adresse: ernst.langthaler@univie.ac.at.

Lorenz Lassnigg, Studium der Pädagogik und Politikwissenschaft in Wien, Promotion 1980, Postgraduate-Ausbildung in Soziologie am IHS; Leiter der Forschungsgruppe equi-employment-qualification-innovation (www.equi.at) und Lehrender in der Post-Graduate Ausbildung am Institut für Höhere Studien (IHS, www.ihs.ac.at), Abteilung Soziologie; Forschungsschwerpunkte: Bildungs- und Arbeitsmarktforschung, Policy Analyse, Evaluierung, Governance, Praxistheorie; Adresse: lassnigg@ac.at.

David Mayer, Studium der Geschichte und Internationalen Entwicklung in Wien; zur Zeit Assistent in Ausbildung am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien; Arbeitsschwerpunkte: Geschichte sozialer Bewegungen in Lateinamerika, Geschichte marxistisch inspirierter Geschichtswissenschaft, Globalgeschichte sowie Geschichtspolitik; Adresse: david.mayer@univie.ac.at.

Maria Mesner, Studium der Deutschen Philologie, Geschichte und Soziologie an der Universität Wien, Promotion 1994, Habilitation 2004; Universitätsdozentin an der Universität Wien für Zeitgeschichte und Gender Studies; Gastprofessuren und Lektorate: New York University, New School for Social Research, New York, Universität Salzburg, Karls-Universität in Prag, Johannes-Kepler-Universität Linz; Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien; Leitung der Stiftung Bruno Kreisky Archiv; Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Fortpflanzung, der Geschlechterverhältnisse, politischer Kulturen, historische Komparatistik; Adresse: maria.mesner@univie.ac.at.

Albert F. Reiterer, Studium der Publizistik, Politikwissenschaft und Volkswirtschaft an der Universität Wien, Promotion 1973, Habilitation für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck 1989; freiberuflicher Sozialforscher sowie Gastprofessuren und Lehraufträge an den Universitäten Wien, Graz und Innsbruck; Arbeitsschwerpunkte: gesamtgesellschaftliche Analyse, Demografie, Ethnizität und Nation; Adresse: albert.f.reiterer@univie.ac.at.